

Gudrun Born



Persönliche Erinnerungen
an die Jahre 1936 bis 1970 und Ausblick

Frankfurt am Main, im Dezember 2020

Herausgeber:

Quartiersmanagement Nordweststadt

im „Frankfurter Programm - Aktive Nachbarschaft“

des Jugend- und Sozialamtes der Stadt Frankfurt am Main

Träger: Evangelischer Regionalverband Frankfurt und Offenbach,

Fachbereich II Diakonisches Werk für Frankfurt und Offenbach

Idee und Text: Gudrun Born

Konzeption und Redaktion: Janina Korb

Gestaltung: Claudia Valentin-Willecke Grafikdesign

Titelbild: Gudrun Born

Kontakt:

Quartiersmanagement Nordweststadt

Gerhart-Hauptmann-Ring 398 | 60439 Frankfurt

Tel.: 0163 312551

Email: nordweststadt@frankfurt-sozialestadt.de

www.diakonie-frankfurt-offenbach.de

Diakonie 
Diakonisches Werk
für Frankfurt
und Offenbach

 **Frankfurter Programm**
Aktive Nachbarschaft

Bevor es die Nordweststadt gab ...

Persönliche Erinnerungen
an die Jahre 1936 bis 1970 und Ausblick
von Gudrun Born

Liebe Bewohnerinnen und Bewohner der Nordweststadt,

seit 20 Jahren fördert das „Frankfurter Programm – Aktive Nachbarschaft“ das gute Zusammenleben in verschiedenen Quartieren der Stadt Frankfurt am Main. Gegenwärtig arbeiten wir in zwanzig Stadtteilen gemeinsam an der Aufgabe, die Wohn- und Lebenssituation der Menschen zu verbessern und den sozialen Zusammenhalt zu stärken. Unser Ziel ist es, eine Kultur des Miteinanders im Quartier erlebbar zu machen, damit tragfähige Gemeinschaften in den Nachbarschaften entstehen. Dabei werden Bewohnerinnen und Bewohner unterstützt, ihre Wünsche und Ideen für die eigene Nachbarschaft zu entwickeln und gemeinsam umzusetzen. Die Projekte in den Stadtteilen sind dabei so bunt und vielfältig wie die Menschen, die dort wohnen.

Ein schönes Beispiel für das Engagement von Ehrenamtlichen für ihre Nachbarschaft halten Sie gerade in den Händen. Ich danke der Autorin Gudrun Born, die beherzt ein Stück Stadtteilgeschichte aus ihrem ganz persönlichen Erleben aufgeschrieben hat und damit die Nordweststadt mit ihren Bewohnerinnen und Bewohnern und ihrer ganz eigenen Identität beschreibt. Ich wünsche mir, dass dieses Buch auch Ihnen Lust darauf macht, eigene Ideen zu entwickeln und für die Nordweststadt aktiv zu werden.

Viel Freude beim Lesen wünscht Ihre

Prof. Dr. Daniela Birkenfeld

Dezernentin für Soziales, Senioren, Jugend und Recht

Liebe Leser*innen,

wer die Geschichte kennt, fühlt sich auch mit der Gegenwart stärker verbunden.

Dieses Buch bietet Alteingesessenen, aber auch neuen Bewohner*innen einen willkommenen Einblick in die Historie der Nordweststadt. Der Blickwinkel ist ganz privat – es geht um das persönliche Erleben der 1931 geborenen Frankfurterin Gudrun Born. Mit ihrem Buch widerspricht sie der Behauptung: „Bevor die Nordweststadt gebaut wurde, gab es hier nichts.“ Im Gegenteil! Lassen Sie sich mitnehmen in die Vergangenheit, als noch Äcker und Wiesen die Landschaft prägten, die heute die Nordweststadt beherbergt. Erfahren Sie, wie die Nachbar*innen auf den damals neuen Stadtteil reagierten und wie es gelang, Alt und Neu zusammenzubringen.

Nun soll wieder ein großes neues Quartier im Frankfurter Norden entstehen. Vielleicht setzt Gudrun Born mit ihren Erinnerungen und ihrer Erfahrung im Aufbau nachbarschaftlicher Hilfen auch hier einen Impuls. Ein Blick in die Historie kann in diesem Zusammenhang neue Perspektiven eröffnen.

Wir freuen uns, dass jetzt, mit Unterstützung des Quartiersmanagements der Diakonie im Frankfurter Programm - Aktive Nachbarschaft, diese Veröffentlichung vorliegt, und wünschen Ihnen viel Freude beim Lesen.

Dr. Michael Frase

Leiter des Diakonischen Werkes für Frankfurt und Offenbach

Vorwort

Liebe Bewohner*innen der Nordweststadt,
liebe Nachbar*innen,

in diesem Buch nimmt Sie die Autorin Gudrun Born auf eine kleine Zeitreise mit – zurück bis in die Jahre, als es die Nordweststadt noch gar nicht gab.

Gudrun Born wurde 1931 in Frankfurt am Main geboren und lebt seither im Frankfurter Norden. Bei ihrer Zeitreise durch die Jahrzehnte berichtet sie von ihren persönlichen Erinnerungen an Kindheit, Krieg und Nachkriegszeit. Sie beschreibt, wie sie die Entstehung der Nordweststadt erlebte und wie der neue Stadtteil damals bei den Anwohnern ankam. Begeben Sie sich zusammen mit ihr auf eine spannende Tour durch die Vergangenheit und erfahren Sie beim Lesen mehr über die Nordweststadt sowie über das lebendige Miteinander dieses Stadtteils.

Das Quartiersmanagement des Diakonischen Werkes begleitet seit 2005, im Rahmen des „Frankfurter Programm – Aktive Nachbarschaft“, die soziale Stadtentwicklung in der Nordweststadt. Es setzt auf bürgerschaftliches Engagement, unterstützt Ideen und Visionen von Bewohner*innen und setzt sich für Verbesserungen im Stadtteil ein, um das Quartier lebens- und liebenswert zu gestalten. Ziel ist es dabei, das Miteinander der Bewohner*innen zu fördern und das Zusammenleben zwischen den Generationen und Kulturen zu stärken. Dies geschieht in enger Zusammenarbeit mit zahlreichen Vereinen, Initiativen, Kirchengemeinden und vielen Engagierten.

Ein gelungenes Beispiel bürgerschaftlichen Engagements. Es ist aus dem lebendigen Miteinander in der Nordweststadt entstanden.

Ihre
Janina Korb
Quartiersmanagerin

Die Autorin



Foto: Gudrun Born

Gudrun Born lebt seit ihrer Kindheit im Oberfeld. Sie engagiert sich seit Jahrzehnten für die Nordweststadt, zunächst als Elternbeirätin und Mitglied im Pfarrgemeinderat von St. Sebastian. In den 1970er Jahren gründete sie mit Mitstreitern die erste Frankfurter Nachbarschaftshilfe in der Nordweststadt. Aktuell leitet sie, für die katholische Gemeinde St. Matthias das Erzählcafé und kämpft für den Erhalt der Gemeinde.

Das Thema Pflege und pflegende Angehörige ist ihr, seitdem sie 17 Jahre lang ihren schwer kranken Mann gepflegt hat, ein Herzensanliegen. Für ihr außergewöhnliches Engagement wurde sie 1998 mit der Bundesverdienstmedaille ausgezeichnet. Sie trägt auch heute noch unermüdlich zu einem gelingenden Miteinander im Quartier bei.

Einführung



Dort, wo heute die Nordweststadt steht, waren in den 1930er Jahren überwiegend Wiesen und Felder. Sie grenzten an Heddernheim, die Römerstadt, Praunheim, Niederursel und die Wiesenau. In diesem Gebiet wohnen bis heute „Alteingesessene“, wie ich, die noch die Kriegs- und Nachkriegszeit erlebt haben.

Der Praunheimer Weg ist die Verbindungsstraße zwischen Praunheim und Niederursel. Von ihm zweigt parallel zur Bernadottestraße die etwas ansteigende Oberfeldstraße ab. In diesem Gebiet wurden in den 1920er Jahren die ersten Häuser gebaut – damals lagen sie wie eine Insel im Meer der sie umgebenden Felder und Wiesen – von jeher „das Oberfeld“ genannt. Hier kaufte mein Vater 1935 ein neu erbautes Haus, in das wir 1936 einzogen. Ich war damals fünf Jahre alt, meine ältere Schwester sieben. Hier verbrachten wir unsere Kindheit und Jugendzeit und auch nach meiner Heirat 1953 blieb ich im Elternhaus. Später wuchsen meine drei Kinder hier auf und hier wohne ich auch bis heute.

Ich schreibe diese Broschüre für die „Alteingesessenen“ zur Erinnerung an gemeinsam durchlebte gute und schwere Zeiten, aber auch für die Bewohnerinnen und Bewohner der Nordweststadt, die sich für die Geschichte dieses Stadtteiles interessieren.

Gudrun Born

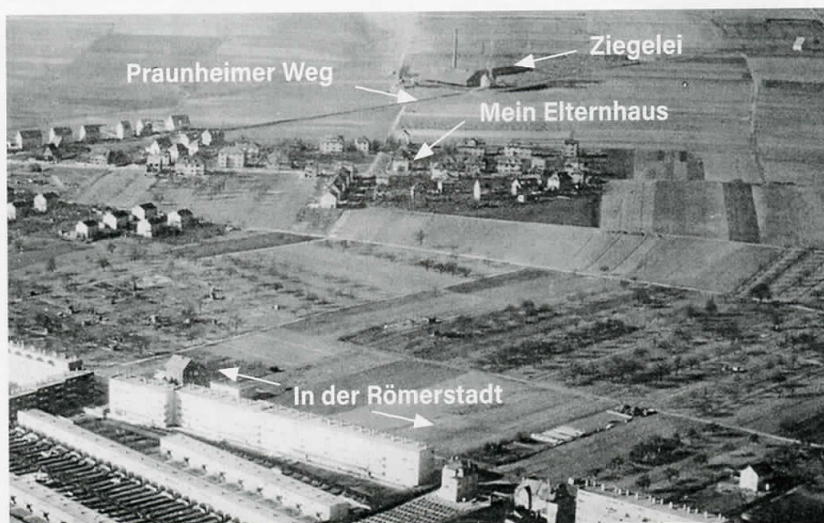
Karte: Praunheim und Niederursel um 1920.

Quelle: Institut für Stadtgeschichte, Frankfurt

Das Oberfeld.

Foto: Gudrun Born

8 | Einführung



Inhaltsverzeichnis

Grußwort Prof. Dr. Daniela Birkenfeld	4
Grußwort Dr. Michael Frase	5
Vorwort	6
Die Autorin	7
Einführung	8
Inhaltsverzeichnis	9
Kindheitserinnerungen	10
Auf den Spuren der Römer	13
Die stillgelegten Ziegeleien – beliebte Spielplätze	14
Der Zweite Weltkrieg	17
Der Krieg wurde zum Alltag	22
Frankfurt in Schutt und Asche	27
Das Ende des Krieges	30
Sammeln, hamstern und organisieren	35
Die Wohnungsnot war groß	37
Langsam normalisierte sich das Leben	39
Ein neuer Stadtteil kommt	41
Die Nordweststadt - ein Begriff	45
Eine Großwohnsiedlung im Wandel	47
Abschließend	49

Kindheitserinnerungen

Nach dem Einzug meiner Familie in die Oberfeldstraße eroberten wir Kinder voll Begeisterung jeden Winkel des neuen Hauses, ebenso den Garten mit Obstbäumen, Hecken und Sträuchern.

Eine Nachbarin hielt am hinteren Zaun des Grundstückes Hühner. Wir fütterten sie eifrig mit Abfällen aus Mutters Küche – zur Freude der Besitzerin. Bald fanden sich zahlreiche Spielkameraden aus der Umgebung ein. Wir hatten immer genug Platz zum Spielen und Tollen, drinnen und draußen. An heißen Tagen stellte unsere Mutter eine Zinkwanne mit Wasser auf den Rasen und wir planschten nach Herzenslust darin herum, während Mutter oft für die ganze Rasselbande Berge von Marmeladenbrotten schmierte. Als wir älter wurden, erkundeten wir natürlich auch die Umgebung.

Damals wurden die Äcker noch mit Pferden bestellt, Kartoffeln mit der Hacke in die Erde gelegt und die Wiesen und Getreidefelder von Hand mit der Sense gemäht. Danach banden die Bauern das Getreide in Garben und stellten sie auf den Stoppelfeldern auf. Wenn die Bauern mit ihren Pferdefuhrwerken nach Hause gefahren waren, krabbelten wir in die aufgestellten „Kornhäuschen“ und beobachteten aus diesem Versteck, wie Mäuse eifrig abgebrochene Ähren in ihre Löcher schlepten. Das Heu und das Getreide wurde nach dem Trocknen mit langstieligen Gabeln auf die Pferdefuhrwerke verladen und in die Scheunen der Bauernhöfe gebracht. Bei alldem schauten wir interessiert zu. Oft strolchten wir auch durch Wiesen und Feldwege, beobachteten Kröten und Salamander am Steinbach, sammelten Kaulquappen aus den Pfützen und mussten sie, auf Geheiß unserer Eltern, noch am gleichen Tag an den Steinbach zurückbringen.

Als wir größer waren, durften wir zusammen mit Kindern aus der Nachbarschaft an die Nidda zum Baden gehen. Dort, wo heute unterhalb der Straße „Im Burgfeld“ eine Brücke über den Altarm

Auf den Spuren der Nidda



In der Nidda lernten viele schwimmen.

Foto: Institut für
Stadtgeschichte,
Frankfurt

führt, war damals ein Kinder-Planschbecken. Hier brachten Eltern ihrem Nachwuchs oder größere Kinder ihren Geschwistern das Schwimmen bei. Wer schon schwimmen konnte, nutzte den Flussabschnitt oberhalb des Wehres, denn dort konnte man über gemauerte Treppen bequem in das kühlende Nass gelangen. Und wer zum ersten Mal ohne Kork-Schwimmgurt das andere Ufer erreichte, war der Held des Tages. Das schäumende Wehr, das damals noch keine offene Brücke zum anderen Ufer war, mieden wir respektvoll.

Das Ginnheimer Wäldchen inspizierten wir ebenso wie das flussabwärts liegende Nidda-Gelände mit weiteren Altarmen. Hier, am nordwestlichen Rand der Stadt, führten Kinder ein ziemlich freies, abwechslungsreiches Leben. Wir schlossen uns mit anderen zusammen und traten in „Rudeln“ auf, wobei die Größeren ganz selbstverständlich auf die Jüngeren achteten. Unsere Eltern machten sich offenbar wenig Sorgen um unsere Sicherheit. 1938 bekam unsere Mutter noch ein Baby, damit war ich nicht mehr die Kleine. Nun hatte auch ich auf jemanden aufzupassen und tat das voller Begeisterung, denn ich liebte unsere kleine Schwester und fuhr sie stolz spazieren.

Im ganzen Oberfeld gab es damals nur zwei Autos und keinerlei Durchgangsverkehr, denn alle Straßen endeten als Sackgassen im Feld. Also waren auch die Straßen gefahrlos unsere Spielplätze. Wir malten mit Kreide „Hickelfelder“ auf den Asphalt, fuhren mit Tret- oder Wipprollern um die Wette, ließen mit selbstgebastelten Peitschen unseren „Dobsch“ (Kreisel) tanzen oder spielten „Klickerches“ (Murmeln). Auch das Seilspringen, Jonglieren mit Bällen oder Stelzenlaufen übten wir. Später kamen noch das Rollschuhfahren und Schlittschuhlaufen hinzu. Diese Sportgeräte waren in der Breite verstellbar und wurden mit „Metallbacken“ unseren Schuhen angepasst. Dazu brauchte man einen Schlüssel, den wir „Dudler“ nannten. Klappte das nicht, holten wir aus der elterlichen Küche „Rex-Gummis“ als Befestigung, die eigentlich zum Verschließen der Einmachgläser genutzt wurden. Das klappte immer. Bei passendem Wetter trafen wir uns oft nochmal nach dem Abendessen, um auf der Straße bis zum Dunkelwerden Völkerball zu spielen.

Im Herbst ließen wir auf den umliegenden Stoppelfeldern Drachen steigen, die wir mit Unterstützung von Erwachsenen oder größeren Jungs aus einfachen Materialien selbst gebaut hatten. Manchmal entfachten wir aus trockenem Kartoffelkraut und kleinen Ästen ein Kartoffelfeuer, rösteten gesammelte Kartoffeln in der glühenden Asche und behaupteten, sie schmecken köstlich.

Auf den Spuren der Römer

Das Gebiet um Praunheim wurde schon früh besiedelt. Die ersten Funde reichen bis in die Jungsteinzeit zurück. Später siedelten sich die Römer bei ihren Eroberungszügen nach Norden in der hiesigen Gegend an.

Noch heute werden immer wieder Fundstücke aus dieser Zeit gefunden. Beim Bau einer Tiefgarage in der Heilmannstraße entdeckte man ein bis dahin unbekanntes römisches Gräberfeld. Auch bei den Ausgrabungen an der nahegelegenen Römerstadtsschule wurden weitere Artefakte gefunden, die auf die antike Handelsstadt Nida zurückzuführen sind. Im Stadtteil Heddernheim weisen bis heute noch viele Straßennamen auf die Römerzeit hin: u.a. Konstantin-, Hadrian- und Kastellstraße. Diese Namensgebung wurde auch im Nordwestzentrum weitergeführt. Dort gibt es den Titus-, Limes- und Nidacorso sowie die Titustherme.



Ausgrabungen in
der Römerstadt.

Fotos: GeoAgentur

Die stillgelegten Ziegeleien – beliebte Spielplätze

Wegen der umfangreichen Lehmvorkommen gab es in dieser Gegend viele Ziegeleien. Der in tiefen Gruben freigelegte Lehm wurde abgebaut, geformt, gepresst und in den Ziegeleiofen bei großer Hitze zu „Backsteinen“ gebrannt. In meiner Kindheit waren noch einige der Ziegeleien in Betrieb, zum Beispiel an der Steinbacher Hohl in Praunheim und am Praunheimer Weg, direkt an der Einfahrt zu Niederursel. Sie wurden erst im Zuge der Bauarbeiten für die Nordweststadt geschlossen und abgerissen. Eine bereits stillgelegte Ziegelei lag nahe dem Oberfeld, dort, wo heute die Heilmannstraße in den Praunheimer Weg einmündet. Der Brennofen und das Wohnhaus standen in einer weiträumigen Vertiefung, die vermutlich ehemals auch eine Lehm-Abbaugrube war. Unter dem weit ausladenden Ziegeleidach fanden ungenutzte landwirtschaftliche Geräte und Pferdefahrzeuge Schutz. Auch der hohe Schornstein ragte noch in den Himmel.



Die Ziegeleien waren eine Besonderheit der hiesigen Gegend. Zur Erinnerung daran wurden die Innenwände der 1965 eingeweihten katholischen Kirche St. Matthias in der Thomas-Mann-Straße mit Backsteinen verkleidet.

Die Grube, in der früher Lehm abgebaut worden war, lag auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Ein Tunnel führte unter dem Praunheimer Weg hindurch. Durch ihn transportierte man den abgebauten Lehm mit Kipploren zur Ziegelherstellung auf die andere Straßenseite. Die Gleisanlagen und einige Kipploren gab es noch, als wir schon hier hinzogen. Sie standen ziemlich verrostet im Freien herum. Natürlich kletterten wir Kinder in diese „Fahrzeuge“ hinein und schoben uns gegenseitig hin und her. Das war zwar lustig, aber – zumindest im Hochsommer – eine schweißtreibende Arbeit. Also wechselten sich die Größeren beim Schieben ab, während die Kleinen einfach mitfahren durften – und alle hatten Spaß! Wir rutschten in den „Kuhlen“ auf dem Hosenbo-

den die Lehmhänge hinunter oder suchten im losen Lehm nach Fundstücken aus der Römerzeit. Die größeren Jungs wetteiferten miteinander, wer die Lehmwände – mit Anlauf – möglichst hoch hinauf klettern konnte. Bis ganz oben schaffte es aber niemand. Spätnachmittags kehrten wir dann ziemlich rost- oder lehmfarben nach Hause zurück. Unsere Mutter war bezüglich dieser „Einfärbung“ immer sehr gelassen.

Etwas abseits des tieferliegenden Ziegeleigebäudes stand ein geräumiger Stall, in dem einige Milchziegen ihre Unterkunft hatten. Meine Freundin und ich mochten sie und besuchten sie oft. Die Eigentümerin war immer freundlich und wir schauten interessiert zu, wenn sie die Ziegen molk. Wer wollte, durfte sogar selbst mal versuchen zu melken. Das ist gar nicht so einfach. Wenn es regnete oder kalt war, saßen wir oft einfach im warmen Heu oder Stroh, erzählten uns Geschichten und stellten dabei mit unserer Strick-Liesel lange Schnüre her. Eines Tages lagen plötzlich zwei kleine Zicklein neben ihrer Mutter im Stroh. Unsere Begeisterung war grenzenlos – die waren soo goldig. Nun kamen wir noch öfter und brachten der Ziegenmama reichlich frisches Grün mit. Außerdem gaben wir allen Mitgliedern der Ziegenfamilie Namen, das war uns wichtig. Schließlich hatten wir das Buch von Johanna Spyri, „Heidis Lehr- und Wanderjahre“, gelesen, das sogar verfilmt wurde.

Die Winter waren früher sehr kalt und schneereich. Die Anwohner mussten nicht nur die Gehwege freischaufeln, sondern auch die Fahrbahnen samt Abflussrinnen für das Schmelzwasser. Das Schneeschaukeln gehört zu meinen frühesten Kindheitserinnerungen. Wochenlang lagen entlang der Bürgersteige hohe Schneeberge. Parkplätze brauchte damals noch niemand.

Die Kinder aus dem Oberfeld besuchten die Römerstadtschule in der Hadrianstraße. Heute wird dieses Gelände von der Geschwister-Scholl-Schule genutzt. Unser Schulweg führte hauptsächlich durch Feldwege, die im Winter dick verschneit waren. Der Wind

pfiff über die Felder und türmte an vielen Stellen hohe Schneewehen auf. Unsere Winterkleidung, vor allem die Schuhe, waren für heutige Begriffe ziemlich unzureichend, aber wir kämpften uns durch. Mittags, wenn die Hausaufgaben gemacht waren, zogen die meisten wieder mit ihren Schlitten los. Unsere Mutter verabschiedete uns immer mit der Ermahnung: „Wenn die Laternen angehen, kommt Ihr nach Hause“.

Auf einem städtischen Gelände Ecke Stockborn / Praunheimer Weg (lange Deutscher Verein) lagerten in einer tiefen Mulde Basaltsteine und Baumaterial für den Straßenbau. An einer Stelle dieser Vertiefung war ein hoher Lehmberg aufgeschüttet. Diese Erhebung nutzten die kleineren Kinder als Rodelberg. Die Größeren bevorzugten den abfallenden Teil der Oberfeldstraße als Rodelbahn oder auf der gegenüber liegenden Straßenseite einen steilen Feldweg zum Praunheimer Friedhof hinauf. Heute ist das der ansteigende Teil der Haingrabenstraße. Beide Rodelstrecken mündeten direkt auf den Praunheimer Weg, auf dem damals kaum Autos oder Fuhrwerke verkehrten. Trotzdem bestimmten die Größeren, dass jemand Wache halten musste, wenn andere Schlitten fuhren. Wenn sich dann auf der Straße aus Richtung Niederursel oder Praunheim ein Fahrzeug näherte, schrie und winkte der Wachposten aus Leibeskräften, worauf die Rodler ihre Schlitten sofort auf die Seite oder in die Böschung lenkten, notfalls auch in einen Graben – es gab nie eine Kollision. Wenn kein Schnee zum Rodeln lag, es aber doch knackig kalt war, gingen wir zum Schlittschuhlaufen, entweder auf einem der Altarme oder auf der Nidda oberhalb des Wehres Richtung Heddernheim. Außerdem trat der Steinbach oft über die Ufer. Dann bildeten sich auf den umliegenden Wiesen und Feldern (heute Rudolf-Hilferding-Straße) flache Seen, die bei Kälte schnell zu Eisflächen gefroren. Besonders die Buben nutzten sie gern zum Eishockeyspielen, weil sie breiter waren als die Flächen der Nidda-Altarme. Kleinere Kinder machten hier erste Schlitterversuche, denn es bestand kaum Gefahr einzubrechen und wenn doch, dann bekam man höchstens nasse Füße.

Der Zweite Weltkrieg

Im September 1939 begann der Zweite Weltkrieg. Für uns Kinder war das nicht mehr als ein Wort. Wir verstanden noch nicht, was das zu bedeuten hatte. Irgendwann wurde Verdunklung angeordnet. Bei einbrechender Dunkelheit mussten alle Fenster mit schwarzen Rollos oder Vorhängen verdunkelt werden. Es durfte kein Lichtschein nach außen dringen, denn der hätte fremden Flugzeugen bei der Orientierung geholfen. Ein Mann, der „Blockwart“, kontrollierte regelmäßig, ob die Verdunklung ordnungsgemäß war. Zusätzlich wurde die ohnehin spärliche Straßenbeleuchtung bei Fliegeralarm abgeschaltet.

Eines Tages teilte die Stadtverwaltung mit, dass auf dem Gelände neben unserem Haus ein Splittergraben als Schutzraum für die Bevölkerung gebaut würde. Alle Bewohner des Oberfeldes mussten beim Ausschachten der erforderlichen Grube helfen. Als diese Arbeit getan war, wurde der „Splittergraben“ betoniert. Ein langgestreckter Raum, in dem entlang der Wände ca. 30 Personen nebeneinandersitzend Platz fanden, nicht gerade viel für die ganze Siedlung. Zum Schluss wurde das Bauwerk mit Erde überdeckt und bepflanzt, damit es von fremden Flugzeugen nicht gesehen werden konnte. Bei Fliegeralarm suchten viele Bewohner des Oberfeldes in diesem „Bunker“ Zuflucht.

Vater ließ in unserem Haus einen Keller als Luftschutzraum ausbauen. Die Außenwände wurden von innen mit einer zweiten Mauer verstärkt, das Fenster nach außen zugemauert und die Decke mit einer massiven Balkenkonstruktion abgestützt. Zum Kellerflur hin hatte der Schutzraum eine verriegelbare, gasdichte Tür. Vorsorglich wurde zum nebenan liegenden Heizungskeller ein Durchbruch gemacht und mit losen Steinen wieder verschlossen. Falls das Haus stark beschädigt worden wäre, hätte man diese Steine leicht herauschlagen können. Zum Glück haben wir diesen Notausgang nie gebraucht.

Auf einem der Hausdächer in Praunheim installierte man die vorgeschriebene Sirene, sie alarmierte beim Anflug von Flugzeugen mit verschiedenen Tonfolgen:

Voralarm = Flugzeuge sind im Anflug

Vollalarm = alle müssen sofort einen Schutzraum aufsuchen

Entwarnung = die Gefahr ist vorüber.

Viele Kinder und Jugendliche zwischen 10 und 18 Jahren mussten in dieser Zeit in die Hitlerjugend eintreten, auch meine ältere Schwester und ich. Die Gruppen trafen sich zweimal wöchentlich, entweder in den Räumen der leerstehenden Praunheimer Schule oder in einer Holzbaracke, die zusätzlich auf dem Schulhof aufgestellt wurde. Heute steht dort das Altenheim Praunheim. Bei den sogenannten „Heimabenden“ wurden Geschichten vorgelesen, Brettspiele gespielt oder Marsch- und Volkslieder eingeübt. Hinzu kamen Sportübungen und von Zeit zu Zeit Wettkämpfe auf dem Sportplatz, der an der Nidda nahe der Ebelfeldschule in Westhausen lag.

Eine wichtige Aufgabe der Hitlerjugend war das Sammeln von Altmaterialien zur Weiterverwendung. Mit einem Leiterwagen zogen wir in die uns zugeteilten Straßenzüge und fragten an den Häusern und Wohnungen nach Altpapier, Altmetall und Knochen, aus denen Seife hergestellt werden konnte. Danach lieferten wir alles an einer zentralen Sammelstelle ab. Manchmal boten wir auch im Auftrag der Hitlerjugend an den Haustüren Anstecknadeln für das Deutsche Winterhilfswerk an. In der Weihnachtszeit waren es geschnitzte Kerzenständer mit blauen Kerzen für den „Verein Deutschtum im Ausland“. Irgendwann wurden die Treffen eingestellt, vermutlich wegen der Luftangriffe.



Die Hitler-Jugend (HJ) wandelte sich 1933 nach der nationalsozialistischen Machtübernahme und dem Verbot sämtlicher konkurrierender Jugendverbände von einer Parteijugend der NSDAP zur Staatsjugend. Aus der freiwilligen Zugehörigkeit wurde am

1. Dezember 1936 durch das „Gesetz über die Hitler-Jugend“ und am 25. März 1939 durch die Einführung der „Jugendsdienstpflicht“ eine Zwangsmitgliedschaft. Die Zahl der HJ-Mitglieder stieg zwischen 1932 und 1939 von rund 100.000 auf 8,7 Millionen. Nach Einführung der Zwangsmitgliedschaft waren nahezu alle Jugendlichen Mitglied der HJ.

Die uniformiert auftretende und militärisch organisierte HJ war nach Altersgruppen und Geschlecht gegliedert: Das „Deutsche Jungvolk“ erfasste die 10- bis 14-jährigen Jungen, die eigentliche HJ die 14- bis 18-jährigen Jungen. In gleicher Weise waren die zur HJ gehörenden Mädchenverbände in „Jungmädelsbund“ und „Bund Deutscher Mädel“ unterteilt. Über die HJ erfolgte nicht nur die Vermittlung der NS-Ideologie, sondern auch eine paramilitärische Ausbildung, die immer stärker der Rekrutierung von Soldaten diente. Zum HJ-Dienst kamen während des Zweiten Weltkrieges Aufräumaktionen, Luftschutzdienste und Sammelaktionen für Kleider, Altmetall oder für das Winterhilfswerk hinzu.

Dr. Thomas Bauer

Institut für
Stadtgeschichte,
Frankfurt am Main

Immer mehr Väter wurden zur Wehrmacht eingezogen und Frauen zur Arbeit in der Rüstungsindustrie dienstverpflichtet. Alle Mädchen von 18 bis 25 Jahren hatten ein Pflichtjahr abzuleisten – entweder auf einem Bauernhof oder in der Hauswirtschaft. 1942 wurde auch unsere langjährige Hausangestellte in die Rüstungsindustrie abkommandiert.

Als Ersatz kam kurze Zeit später eine junge Russin als Haushalts-
hilfe zu uns, Anna. Sie sprach zunächst kein Wort Deutsch, wir
verständigten uns mit Gesten, aber im Laufe der Jahre wurden
ihre Deutschkenntnisse immer besser. Am Abend ihrer Ankunft
zeigte Mutter ihr das Zimmer im Dachgeschoss, wo sie wohnen
würde und bedeutete ihr, sie solle erst mal baden, sich ausschla-
fen und etwas essen. Dazu legte sie ihr frische Wäsche bereit und

stellte ein Tablett mit Brot, Butter und Marmelade auf den Tisch. Als Anna am nächsten Morgen das leere Tablett nach unten in die Küche brachte, zeigte sich, dass sie das Glas Marmelade komplett leergegessen hatte – wir Kinder waren begeistert. Das hätten wir nie gewagt!

Für uns war Annas Aussehen etwas Besonderes und bald merkten wir: Sie beherrscht Dinge, die wir für Kunststücke hielten, zum Beispiel das Knacken von Sonnenblumenkernen. Dazu nahm sie eine Handvoll Kerne in die rechte Hand, steckte nacheinander die Kerne in den Mund, öffnete sie geschickt mit den Schneidezähnen und spuckte blitzschnell die Schalen auf den Boden. Die Kerne sammelte sie in der linken Hand. Wir haben versucht es nachzumachen, aber gelungen ist es uns nie.



Zwangsarbeiter und „hauswirtschaftliche Ostarbeiterinnen

Im Zweiten Weltkrieg wurden bis 1944 insgesamt etwa 12,4 Millionen Arbeitskräfte zur Wehrmacht einberufen. Die auf Hochtouren laufende Kriegswirtschaft griff daher massiv auf Fremd- und Zwangsarbeiter – vornehmlich aus Polen, Russland, Frankreich, Belgien und Holland – zurück. Von wenigen freiwilligen Meldungen abgesehen erfolgte die Rekrutierung unter Zwang und Androhung von Repressalien.

In Frankfurt kamen bei der Stadtverwaltung und etwa 250 zu- meist in kriegswichtigen Industrien tätigen Unternehmen etwa 49.000 Fremd- und Zwangsarbeiter zum Einsatz, darunter auch einige tausend Kriegsgefangene. Die Ausländer waren oftmals unter menschenunwürdigen Bedingungen in über das ganze Stadtgebiet verteilten Lagern kaserniert. Unvorstellbares Leid wurde zur Zwangsarbeit eingeteilten KZ-Häftlingen zugefügt. In einer auf dem Gelände der Frankfurter Adler-Werke im August 1944 errichteten Außenstelle des Konzentrationslagers Natzweiler sind von

insgesamt 1.600 Häftlingen 528 vor Ort ums Leben gekommen. Nachdem der Bedarf an Arbeitskräften für die Rüstungsindustrie und die Landwirtschaft vorerst gedeckt war, gestattete der Reichsführer SS Heinrich Himmler im September 1942 die „Anwerbung und den Einsatz von Ostarbeiterinnen in deutschen Haushaltungen“, wobei bei der Zuweisung durch die Arbeitsämter kinderreiche Familien bevorzugt berücksichtigt werden sollten.

Die „hauswirtschaftlichen Ostarbeiterinnen“ sollten zwischen 15 und 35 Jahren alt und von „kräftiger körperlicher Konstitution“ sein. Sie waren der Entscheidungsgewalt des Haushaltungsvorstandes unterworfen, hatten keinen Anspruch auf Urlaub und bekamen nur wenn sie sich bewährten wöchentlich drei Stunden Freizeit. Auf ihrer Kleidung mussten die „Ostarbeiterinnen“ einen blauen Aufnäher mit der weißen Aufschrift „OST“ tragen. Nach dem Krieg war für die „Ostarbeiterinnen“ die Leidenszeit oftmals noch nicht zu Ende. Zurück in der Heimat stießen sie auf Misstrauen und Feindseligkeit, mitunter galten sie selbst in ihren Familien als „Verräter“.

Dr. Thomas Bauer

Institut für
Stadtgeschichte,
Frankfurt am Main

Der Krieg wurde zum Alltag

Eines Tages begannen auf dem Gelände der heutigen Nordweststadt, zwischen Praunheim und Niederursel, umfangreiche „Bodenbewegungen“. Man hob tiefe Löcher aus, in denen später 24 „Flieger-Abwehr-Kanonen“, kurz Flak-Geschütze, samt Räumen für die erforderliche Munition in Stellung gebracht wurden. Zudem wurden Holzbaracken errichtet – zur Unterbringung der Soldaten und von allem, was für sie selbst und ihre Aufgabe nötig war. Das gesamte Gelände wurde streng bewacht. Kein Unbefugter durfte es mehr betreten. Zusätzlich wurde etwas abseits der Flakstellung ein Gelände eingezäunt – als Lager für russische und polnische Kriegsgefangene, wie ich später erfuhr. Sie wurden streng bewacht.

Der Ziegenstall, von dem ich schon berichtet habe, stand außerhalb der bewachten Sperrzone und wurde zum Pferdestall umfunktioniert. Die Pferde nutzte man zum Bewegen der schweren Geschütze. Natürlich besuchten meine Freundin und ich nun auch die Pferde und brachten ihnen Futter mit. „Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft“, dachten wir, aber in Wahrheit wollten wir gerne mal reiten!



Das im Krieg
zerstörte Frankfurt.

Foto: Dr. Paul Wolff
& Tritschler, Histori-
sches Bildarchiv

Nach einiger Zeit erlaubte uns der Stallmeister die Tiere nacheinander in die tieferliegende Ziegelei zu führen, unter der Bedingung, dass wir das erforderliche Trinkwasser selbst mit einer ziemlich schweren Handpumpe in die Tränke beförderten. Wir übernahmen diese Aufgabe gewissenhaft und nach dem Tränken führten wir sie am Halfter zurück in ihre Box. Nach einer gewissen Eingewöhnungsphase fanden wir, nun sei es an der Zeit, auch mal zu reiten. Also führten wir das Pferd, das gerade getrunken hatte, zu einer kleinen Mauer, von der aus wir bequem auf den Rücken der großen Tiere gelangen konnten. Vorsichtig kletterten wir hinauf. Die Pferde kannten uns ja inzwischen gut und ließen es geduldig zu. Wir ritten vorsichtig eine Proberunde – auch das klappte. Von da an ritten wir alle Pferde, nachdem sie getrunken hatten – ohne Sattel aber voller Stolz – zurück in ihren Stall. Die Soldaten grinsten, ermahnten uns zur Vorsicht, ließen uns aber gewähren – bis auch dieser Spaß dann eines Tages verboten wurde. Schade!

Immer häufiger sahen wir an sonnigen Tagen hoch am Himmel silberglänzende Flugzeugverbände in geordneter Formation Richtung Osten ziehen. Ab 1943 war dann oft Frankfurt das Ziel der Angriffe. Wenn Nachtangriffe bevorstanden, markierten schon vorher Aufklärungsflugzeuge die Bomben-Abwurfstellen mit Leuchtkugeln, um den Piloten den Weg zu weisen. Die Bevölkerung sah diese „Christbäume“ mit Unbehagen. Oft verschob der Wind diese Markierungen und die Brandbomben, die zum Beispiel dem Hedderheimer Kupferwerk gelten sollten, landeten im freien Feld oberhalb der Oberfeldstraße. Einmal traf eine der Bomben ein Wohnhaus ganz in unserer Nähe. Es stand lichterloh in Flammen. Da die meisten Männer an der Front waren, bildeten Frauen und Kinder der Nachbarschaft eine Menschenkette und reichten stundenlang Eimer mit Löschwasser weiter. Irgendwann war das Feuer tatsächlich aus.

Bei bevorstehenden Angriffen flogen die Bomber sehr tief. Lange ehe man sie sah, spürte man die Motorengeräusche im ganzen Körper. Die Luft schien zu vibrieren. Sobald die Sirene Vollalarm gab, mussten wir sofort einen Keller oder Bunker aufsuchen, zumindest uns irgendwo unterstellen, denn die Flakgeschütze schossen aus allen Rohren nach den feindlichen Maschinen. Die Granaten heulten über unsere Gegend hinweg und überall regneten Metallsplitter herab, die beim Zerplatzen der Granaten entstehen. Sie beschädigten Dächer und Gebäude oder verletzten auch Menschen.

Einmal besuchte Anna an ihrem freien Nachmittag ein Treffen ihrer Landsleute. Auf dem Heimweg gab es Vollalarm und sie wollte im Bunker in Heddernheim Schutz suchen. An ihrer Jacke hatte sie das vorgeschriebenen blaue Zeichen OST, deshalb verweigerte man ihr den Zutritt. Der Bunker sei nur für Deutsche da. Also lief Anna trotz Vollalarm über die Felder. Plötzlich riss ihr einer der herumfliegenden Granatsplitter die Stirn auf. Voller Angst rannte sie einfach weiter und stand schließlich blutüberströmt und weinend vor unserer Kellertür. Mutter versorgte die Wunde so gut es ging, bestand aber darauf, nach der Entwarnung mit ihr zu unserem Hausarzt zu gehen. Er nähte noch spät abends die Wunde und zog Tage später auch die Fäden.

Am Morgen nach Vollalarmen brach unter uns Kindern eine Art „Goldfieber“ aus. Wir rannten draußen herum und sammelten in alten Schuhkartons herumliegende Granatsplitter. Irgendwie faszinierten uns deren bizarre Formen und der Goldglanz, obwohl eigentlich niemand etwas mit ihnen anfangen konnte. Sie landeten schließlich allesamt in der Altmetallsammlung.

Die Angriffe dauerten an. Einmal stürzte eine Tragfläche und der Motor eines abgeschossenen amerikanischen Bombers direkt hinter dem letzten Haus der Heilmannstraße ins freie Feld. Ein

andermal sahen wir einen weißen Fallschirm vom Himmel schweben. Er verfang sich in den Ästen der Birke in einem Nachbargarten, doch der Pilot fand mit den Füßen Halt auf einem Ast. Er kappte mit seinem Taschenmesser die Leinen des Fallschirms, raffte die weiße Seide zusammen und stieg langsam und vorsichtig vom Baum. Dann stand er verlegen lächelnd im Garten. Seine Stirn blutete. Anwohner waren herbeigeeilt und eine Frau schrie: „Den muss man erschießen, die töten unsere Männer!“ Aber ein deutscher Soldat, der gerade auf Urlaub war, erwiderte: „Hier wird gar niemand erschossen, ich bringe ihn zum Polizeirevier“. Er gab dem Amerikaner ein Taschentuch für seine blutende Stirn, nahm ihn am Arm und gemeinsam gingen die beiden davon. Den Fallschirm trug der Pilot zusammengeknüllt unter dem Arm. Als sie an mir vorbeikamen, rannte ich kurz hin und befühlte vorsichtig die weiße Seide.

Im September 1943 wurde im Zuge der Mobilmachung auch unser Vater eingezogen und nach einer Kurzausbildung von zwei Monaten auf die Krim in Russland versetzt. Zu diesem Zeitpunkt war die deutsche Wehrmacht, nach der Niederlage in Stalingrad, bereits auf dem Rückzug. Im April 1944 sollte Vater einen Schiffs-transport über das Schwarze Meer Richtung Odessa begleiten, doch das Schiff wurde torpediert und stark beschädigt. Die Soldaten mussten auf Befehl ihre Uniformen ablegen und ins eiskalte Wasser springen. Danach gingen auf die im Wasser Schwimmenden mehrere russische Tieffliegerangriffe nieder. Nur wenige überlebten. Mein Vater wurde als vermisst gemeldet.

Einer von Vaters Kameraden, der nicht schwimmen konnte, hatte sich während des Angriffs an einem vom Schiff herunterhängenden Tau festgehalten und kletterte daran nach Beendigung der Angriffe auf das Schiffsdeck zurück. Er hat uns später zu Hause besucht und Mutter den Hergang der Ereignisse erzählt. Vaters Tod und die Trauer unserer Mutter überschattete lange unser Leben.

Wegen der Luftangriffe auf Frankfurt wurden 1943 die Kinder aller Frankfurter Gymnasien evakuiert. Die Schülerinnen der Viktoria-Schule, zu denen ich gehörte, verschickte man in die Karpaten. Doch zu diesem Zeitpunkt hatten meine jüngere Schwester und ich gerade Scharlach mit hohem Fieber und nur, weil unser Haus genug Platz bot, uns zu isolieren, durften wir zu Hause bleiben – unser Glück. Das Kinderkrankenhaus, in das wir eigentlich verlegt werden sollten, erhielt bei einem schweren Angriff einen Volltreffer. Alle Kinder, das gesamte Personal und die Hausmeisterfamilie starben.

Als ich wieder gesund war, gab es in Frankfurt für mich keine Schule mehr, deshalb wurde ich in das Gymnasium in Oberursel umgeschult. Von da an lief ich bei jedem Wetter über den Praunheimer Weg bis zur Haltestelle Niederursel und fuhr von dort mit der Straßenbahn nach Oberursel. In der Schule mussten wir uns, neben dem Unterricht, an besonderen Aktivitäten beteiligen, zum Beispiel bei der Versorgung von Seidenraupen. Die Tiere lebten in flachen Holzkästen. Wir mussten diese reinigen und danach frische Maulbeerblätter, die geliefert wurden, als Futter reinlegen. Ab einem bestimmten Alter spinnen sich diese Raupen in einen Kokon ein. Er besteht aus einem einzigen bis zu 900 Meter langen Faden, aus dem sich dann Seidenstoffe herstellen lassen. Die Raupenzucht sei wichtig, wurde uns gesagt, denn aus dieser Seide würden Fallschirme hergestellt, die die Soldaten schützen. Eine andere Aktion war das Einsammeln von Kartoffelkäfern, die die Ernteerträge deutlich beeinträchtigten. Wir wurden zu Kartoffelfeldern geführt, erhielten ein leeres Glas mit Deckel und bekamen eine Kartoffelreihe zugeteilt. Dann sammelten wir die Käfer von den Blättern – es waren wirklich viele –, sperrten sie in die Gläser und brachten diese dann zur Sammelstelle.

Frankfurt in Schutt und Asche

Im März 1944 ging bei einem der schweren nächtlichen Luftangriffe auf einem freien Grundstück in der Nähe unseres Hauses eine Luftmine runter. Wir Kinder schliefen, wie meistens in dieser Zeit, in Trainingsanzügen in unserem Etagenbett im Keller, Mutter hielt Wache. Plötzlich wurden wir aus dem Schlaf gerissen. Es fühlte sich an, als ob das ganze Haus wankte und danach folgte eine Art Sog.

Als wir nach der Entwarnung wieder nach oben gehen konnten, lagen die meisten Fenster des Hauses samt Rahmen im Garten. Türen waren aus den Angeln gerissen, Bilder runtergefallen, Wände hatten Risse. Bei jedem Schritt knirschten Glas und Mörtel unter unseren Füßen. Glücklicherweise hatte Vater vor seiner Einberufung noch eine Kiste mit großen Papptafeln samt dem nötigen Zubehör bereitgestellt. Damit nagelten wir noch in der gleichen Nacht unter Mutters Anleitung die Fenster zu, denn draußen herrschten im März noch eisige Temperaturen.



Das zerstörte
Praunheim.

Foto: Institut für
Stadtgeschichte,
Frankfurt

Unsere Großeltern mütterlicherseits wohnten nahe dem Hauptfriedhof. 1944 wurden sie bei einem der Großangriffe ausgebombt. Das Haus war nicht mehr bewohnbar. Weil keine Straßenbahnen fuhren, liefen sie die knapp 10 km zu uns nach Praunheim zu Fuß. Am nächsten Tag lieh Mutter von einem Handwerker einen großen, zweirädrigen Drückkarren aus und zusammen mit einer Nachbarin liefen wir früh morgens zur Nibelungenallee. Bis heute ist mir die Trümmerlandschaft, durch die wir uns hindurchfinden mussten, deutlich in Erinnerung. Im Keller des Nachbarhauses waren noch Bewohner verschüttet, man hörte ihre Klopfzeichen. Während Mutter und die Nachbarin in der großelterlichen Wohnung Wäsche, Kleidung, Nahrungsmittel, Akten und Bettzeug zusammensuchten und auf den Drückkarren luden, half ich nebenan beim Wegräumen der Trümmer, um die verschütteten Menschen zu befreien. Als wir ihnen schon ganz nah waren und ihre Stimmen hören konnten, ging ich schnell nach oben zu meiner Mutter. Ich hatte Angst vor dem Anblick der Verschütteten. Mittags traten wir dann den langen Heimweg an. Der hoch beladene Karren war extrem schwer, ich half nach Kräften beim Schieben. Wir kamen völlig erschöpft und durstig zu Hause an.

Die Angriffe nahmen zu. Der einzige Unterschied war, dass nun die Großeltern mit uns zusammen im Keller saßen. Mutter meinte, das sei für sie beruhigend. So wisse sie immer, wie es ihnen gehe. Wenn wir bei Nachtangriffen nach der Entwarnung wieder nach oben gehen konnten, sah der Himmel über Frankfurt oft orangegelb aus – der Widerschein der brennenden Stadt!

1945 hörten wir bei Westwind häufig schon den Geschützdonner der Westfront. Die Autobahnbrücke in Niederursel wurde – ehe sich die Soldaten zurückzogen – noch von der deutschen Wehrmacht gesprengt. Sie wollten damit den amerikanischen Truppen das Vorankommen erschweren. Ob die Kriegsgefangenen schon dabei freikamen oder erst nach der Kapitulation, weiß ich nicht.

In diesen Wochen herrschte striktes Ausgehverbot. Eines nachts meldete der Rundfunk, die Amerikaner hätten den Rhein überquert und die Bevölkerung wurde aufgefordert zu fliehen. Einige Nachbarn befolgten diese Weisung und zogen mit Leiterwagen und einigen Habseligkeiten los. Mutter meinte: „Wo sollen wir und die Großeltern denn hin? Wir bleiben hier!“ Recht hatte sie, denn schon bald kamen die Geflüchteten zurück. Alle Ausfallstraßen von und nach Frankfurt waren gesperrt, die Stimmung war wie Ruhe vor einem Sturm. Und eines morgens hörten wir Panzer und Trucks über das Kopfsteinpflaster des Praunheimer Weges Richtung Oberursel rattern – die Amerikaner!!

Versteckt hinter Büschen beobachteten wir, was geschah. Dabei sahen wir zum ersten Mal Menschen mit dunkler Hautfarbe. Wenig später erschienen einige Jeeps im Oberfeld. Ganz langsam fuhren sie durch die Straßen und begleiteten Soldaten mit Helmen und Gewehren im Anschlag. Sie schlichen entlang der Zäune und beobachteten die Häuser genau und ich weiß noch, dass ich dachte: „Wieso sind die so leise?“. Ich kannte nur Soldaten, die mit genagelten Stiefeln durch die Gegend klirrten, während diese Amerikaner sich fast lautlos bewegten - Kreppsohlen! Schließlich wurde die Bevölkerung per Megaphon aufgefordert, umgehend alle Fenster zu öffnen – vermutlich, damit sich niemand dahinter verbergen konnte.

Das Ende des Krieges

Am 8. Mai 1945 meldete der Rundfunk, dass der Krieg zu Ende sei, die Wehrmacht hätte kapituliert. Was nun wohl geschehen würde? Alle waren unsicher, aber niemand weinte oder klagte, alle atmeten erleichtert auf. Damals konnte ich die ganze Tragweite einer Kapitulation noch nicht ermessen, ich war erst 12 Jahre alt. Ich weiß nur noch, dass ich dachte: Jetzt gibt es nie mehr Alarm und bestimmt kommt Papa wieder! Dass er tot sein sollte, war für mich einfach unvorstellbar. Mutter hatte uns die genauen Umstände seines Todes bis dahin nie erzählt.

Es war eine schwere Zeit. Sämtliche Läden und Schulen waren geschlossen. Wir mussten alles, was wir brauchten, irgendwo und irgendwie „organisieren“. Die ehemalige Flakstellung war verwaist. „Alles, was dort noch steht oder liegt, gehört niemandem mehr“, sagte eine Nachbarin. Also zogen viele mit Leiterwagen Richtung Flakstellung, um zu erkunden, ob dort etwas Brauchbares zu holen war – auch wir. Als erstes fanden wir Schiffszwieback, den wir sofort probierten und toll fanden, außerdem Konserven. Von beidem nahmen wir einiges mit. In einer anderen Baracke lagen Stapel neuer Woldecken und Handtücher – sehr nützlich – und Soldatenstiefel, die wir eigentlich nicht brauchen konnten. Papa war ja nicht mehr da. Aber die Nachbarin meinte, „Die kann man doch gegen was Anderes eintauschen.“ Also nahmen wir auch davon ein Paar mit. Bei weiteren Besuchen fanden wir Bretter, Nägel und Maschendraht, und nahmen sie mit. Zuletzt sägten wir sogar lange Telegrafmasten ab und trugen sie zu zweit auf der Schulter nach Hause – als Brennholz.

Mit der Kapitulation kamen alle in Frankfurt lebenden Kriegsgefangenen frei. Sie waren bei der Bevölkerung gefürchtet, weil viele plündernd und oft angetrunken durch die Umgebung zogen, immer auf der Suche nach Lebensmitteln und vor allem Spirituosen. In Niederursel stahlen sie Vieh und schlachteten es in den Unterkünften der Flak-Geschütze. In dieser Zeit wurde Anna zu unse-

rem Schutzengel. Wenn Russen oder Polen kamen und lautstark Einlass begehrten, stand Anna wie ein Zerberus am Gartentor und vertrieb sie mit einem energischen russischen Wortschwall. Eines Tages schellte ein älterer Russe, den Anna aus ihrer Gruppe kannte. Er hatte als Kriegsgefangener bei einer Mühle in der Nähe gearbeitet und brachte uns 10 kg frisches Mehl als Geschenk mit. Mutter freute sich riesig und schenkte ihm die neuen Stiefel aus der Flakstellung. So fanden sie doch noch eine sinnvolle Verwendung. Mutter backte aus dem Mehl lange Zeit Brot für die Familie! Anna fuhr auf eigenen Wunsch erst mit dem letzten Transport Richtung Russland zurück. „Ich nur nach Papa und Mama gucken. Dann wiederkommen. Mutti hier mich brauchen.“, versicherte sie, als wir uns alle unter Tränen verabschiedeten. Leider haben wir nie wieder etwas von ihr gehört.

Das gesamte städtische Leitungsnetz war durch die Bombenangriffe stark beschädigt. Um es reparieren zu können, wurde immer wieder der Strom oder das Wasser abgestellt. Der Kohle-Beistellherd in unserer Küche leistete in dieser Zeit unschätzbare Dienste, zum Kochen und auch, weil er im Winter heizte. Wenn das Trinkwasser abgestellt war, wurde das vorher vermeldet. Wir füllten dann die Badewannen und Eimer voll, als Reserve. Dann musste jeder Tropfen gespart werden. Also sammelten wir nach dem Waschen von Gemüse oder nach dem Geschirrspülen das benutzte Wasser in Eimern und verwendeten es zum Nachspülen in den Toiletten. Da wir für die Zentralheizung keinen Koks mehr hatten, fiel nicht nur das Beheizen der Räume, sondern auch das Baden mit warmem Wasser aus. Wir wuschen uns in Waschbecken oder Waschschrüsseln kalt, allenfalls brachte Mutter mal einen Teekessel warmes Wasser vom Herd.

In dem kleinen Essraum neben der Küche wurde ein Ofen an den Kamin angeschlossen. Hier saßen dann im Winter alle um den nicht sehr großen Tisch herum. Es war eng, aber wenigstens warm.

Das zum Beheizen der Zimmeröfen nötige Brennholz wurde nach Personenzahl mit Bezugsscheinen zugeteilt, und zwar in Form einmal gespalteter Baumstämmen von einem Meter Länge. Wir mussten unsere Zuteilung mit einem Handwagen beim Kohlehändler in Praunheim abholen, laden und dann die ansteigende Straße „Am alten Schloss“ hoch Richtung Oberfeldstraße ziehen. Dort wurden die Stämme abgeladen, gestapelt, nach und nach auf einen Sägebock gehievt und zu zweit mit einer „Trummsäge“ auf Ofenlänge geschnitten. Danach mussten die dicken noch Holzscheite gespalten und zum Trocknen aufgeschichtet werden, denn das Holz war meist frisch und noch sehr nass. Alles in allem: Die Brennholzbeschaffung war für Mutter und uns Mädchen – die jüngste war gerade mal 7 Jahre – eine harte und anstrengende Arbeit. Aber die Fähigkeiten, die ich bei diesen Arbeiten erwarb, kamen mir lebenslang zugute.

Irgendwann ersann Mutter eine besondere Überraschung. In der Waschküche im Keller gab es einen mit Holz beheizbaren Kupferkessel, in dem normalerweise Wäsche gekocht wurde. Ihn füllte sie mit Wasser, entfachte darunter Feuer und mischte, wenn das Wassere heiß war, in einer der großen Zinkwannen warmes Badewasser für uns Kinder. Wir kamen nacheinander dran und kletterten begeistert in die Wanne. Ob sich auch die Erwachsenen manchmal dieses Vergnügen gönnten, habe ich nie gefragt.



Noch eine Episode am Rande: Nach Kriegsende versuchten alle Menschen ihre materielle Lage irgendwie aufzubessern. So hatte eine Familie aus der Ernst-May-Siedlung in Westhausen die Idee, in ihrem Kleingarten, der an einem der Nidda-Altarme lag, eine Nutriafarm einzurichten. Pelzmäntel aus Nutriafellen waren damals sehr begehrt und das Fleisch der etwa 25 kg schweren Tiere galt als schmackhaft. Aber eines Tages brachen bei einem heftigen Gewitter Teile des durchweichenden Lehm Bodens am Altarm

weg, so entstand ein Fluchtweg für die Nutrias, den sie natürlich sofort nutzten. Und die Folge? Heute leben nicht nur an den Nidda-Altarmen in Praunheim Nutrias, sondern auch an den Ufern der Nidda flussauf und flussab. Viele Spaziergänger freut das, denn die Tiere sind sehr zutraulich und lassen sich gern füttern. Aber die Kleingärtner der Gegend sind weniger begeistert, weil das, was sie eigentlich für ihren Eigenbedarf pflanzen, auch den hungrigen Nagern schmeckt.

1946 beschlagnahmte die US Army als Quartier für die Soldaten sämtliche Gebäude der Römerstadt zwischen Heddernheim und Praunheim, bis hinunter zur Nidda. Die Römerstadt erschien besonders geeignet, weil die Häuser modern waren: sie hatten Warmwasser, Heizung und Antennenanschlüsse. Man legte entlang der ganzen Straße „In der Römerstadt“ als Absperrung zwei Meter hohe Stacheldrahtrollen aus. Die eingefügten Tore wurden Tag und Nacht bewacht. Außerhalb dieser Absperrung wurden auf der gegenüberliegenden Straßenseite drei geräumige Küchegebäude errichtet, in denen die Soldaten mit Essen versorgt wurden. Natürlich ließen wir Kinder uns das nicht entgehen und näherten uns dem Areal, sowohl aus Neugier, als auch in der Hoffnung, irgendetwas Essbares zu ergattern. Viele hatten die Erfahrung gemacht, dass die „Amis“ zu Kindern sehr freundlich waren und öfter mit Kaugummi, Drops oder Mini-Cadbury-Schokoladetafeln „um sich warfen“.

Eines Tages fuhr bei strahlendem Wetter auf dem Parkplatz neben einer der Küchen ein hoher Truck vor. Ein großer, dunkelhäutiger Soldat sprang flott die drei Stufen aus dem Führerhaus herunter. Ich stand nicht weit davon an eine Wand gelehnt. Vermutlich sah ich ziemlich hungrig aus. Er winkte mich zu sich heran: „Wait.“, sagte er mit tiefer Stimme und deutete auf die Stufen seines Trucks. Ich setzte mich gehorsam hin. Nach einer Weile kam er

mit einer Essensration in einem Alu-Behälter zurück. Er drückte mir den leeren Deckel des Essgeschirrs in die Hand und legte mit einer Gabel vorsichtig ein paar Dinge hinein. Dann gab er mir den vollen Behälter und nahm sich selbst den spärlich gefüllten Deckel. Wir setzten uns nebeneinander auf die zweite Fahrzeugstufe und ich verputzte mit Heißhunger das köstliche Essen. Bis heute erinnere ich mich noch gut an die süßen gelben Pfirsichhälften und das schneeweiße Brot mit Erdnussbutter. Der Soldat erzählte mir, er heiße Stephen, fragte mich nach meinem Namen und ich nutzte erstmalig meine noch geringen Englischkenntnisse für eine kleine Unterhaltung. „Till tomorrow“, sagte Stephen nach dem Essen, kletterte wieder in seinen Truck, winkte mir lachend zu und fuhr geräuschvoll davon.

So ging es etwa zwei bis drei Wochen. Er kam pünktlich um die Mittagszeit und strahlte übers ganze Gesicht. Seine weißen Zähne blitzten. Dann holte er sein Essen und gab mir den größeren Teil davon – bis er eines Tages nicht wiederkam. Ich war fest davon überzeugt: „Er hat mich nicht vergessen. Er ist versetzt worden und kann deshalb nicht mehr kommen“. Doch ich vermisste ihn!! Irgendwann entdeckten wir Kinder ein großes Loch im Maschen- drahtzaun mit dem die „Stephen-Küche“ umgeben war. Wahrscheinlich hatte es jemand hineingeschnitten, denn im Inneren der Umzäunung wurden täglich leere Eimer von Erdnussbutter, Marmelade, Mayonnaise usw. zum Abtransport bereitgestellt. Eines Tages krochen auch meine Schwester und ich, als es dämmrig war, vorsichtig durch das Loch. Mit mitgebrachten Löffeln kratzten wir so geräuschlos wie möglich die Reste aus den Eimern, füllten die „Beute“ in mitgebrachte Gefäße und lieferten sie später zu Hause ab. Auch Mutter freute sich über diese Bereicherung des Speisezettels.

Sammeln, hamstern und organisieren

Bei sengender Hitze sammelten wir abgefallene Ähren auf Stoppelfeldern. Im Herbst durchwühlten wir mit Hacken abgeerntete Äcker nach vergessenen Kartoffeln oder Zuckerrüben. „Stoppeln“ nannte man das. Im Spätherbst knieten wir im Taunus stundenlang im feuchtkalten Laub und sammelten Bucheckern, aus denen sich Öl pressen ließ. Manchmal fuhren wir auch vom Bahnhof Eschersheim mit dem Zug in die Dörfer Richtung Vogelsberg, um Essbares zu „hamstern“. Oft waren die Abteile schon bei Ankunft des Zuges überfüllt. Also kletterten wir aufs Dach eines Waggons und reisten „bäuchlings“ mit. Vor jedem Tunnel verbargen wir das Gesicht in den Armen, damit uns der Ruß der kohlebetriebenen Lokomotive nicht in die Augen flog. Am Ziel angekommen, gingen wir von Tür zu Tür der Bauernhöfe und baten um Kartoffeln und Lebensmittel, doch die Ausbeute war meistens sehr karg, denn außer uns waren noch viele andere in gleicher Absicht unterwegs.

Eines Tages schlug Mutter vor, wir könnten doch die Rasenfläche in unserem eigenen Garten umgraben, um dort Kartoffeln und Gemüse zu pflanzen. Gesagt – getan. Außerdem entschied sie, dass wir Hasen und Hühner anschaffen würden, wie viele Nachbarn auch. Sie war handwerklich sehr geschickt. Unter ihrer Anleitung zimmerten wir aus „organisierten“ Brettern, Latten und Maschendraht Hasenställe, die, gleich neben dem Hühnerstall der Nachbarin, am hinteren Ende des Gartens ihren Platz fanden. Und wir legten auch einen Mist- und Komposthaufen an, um Dünger für die Gemüsebeete zu haben.

Der Hasenstall bestand aus je drei Einzelboxen nebeneinander, in zwei Reihen übereinander angeordnet. Damit man die Tiere auf Augenhöhe hatte, schlugen wir Pfosten als Beine in die Erde und befestigten darauf die Bodenplatten. Eine der Boxen wurde mit einer Trennwand zum Rausziehen ausgestattet. Damit konnte man sie vergrößern, falls eines der Tiere Junge haben sollte – und das kam später häufig vor. Und weil das Grün aus dem Garten

und die Gemüseabfälle aus der Küche nicht als Futter ausreichten, sammelten wir mehrmals wöchentlich Wiesenkräuter. Das Stroh für die Ställe schenkten uns die Bauern. Als nächstes folgte ein Hühnerauslauf aus Maschendraht mit einer Gittertür zum Garten. Der Hühnerstall wurde in der Garage eingerichtet. Dort war es trocken und auch im Winter nicht zu kalt. Die Tür des Hühnerauslaufs zum Garten ließen wir tagsüber gern offen, so konnten sich die Tiere ihr eigenes Futter suchen. Und wenn ich in einem Beet hackte oder es umgrub, wuselte mindestens eines der zahmen Hühner um mich herum und suchte in der krümeligen Erde nach Regenwürmern.

Manchmal schlug der Wind die Tür zum Auslauf zu, dann konnten die Hühner abends nicht zurück in ihren Stall gelangen. Erst bei Dunkelheit dachte ich an sie. Dann saßen sie immer auf den Ästen der Obstbäume als Nachtquartier. Wir sammelten sie vorsichtig ein und brachten sie unter leisem Protestgegacker auf ihre Schlafstange in der Garage.

Die frischen Eier aßen wir alle gern, aber mit Hühner- oder Hasenbraten, auf den sich die Erwachsenen freuten, war das eine andere Sache. Alle unsere Tiere waren zahm und hatten Namen, wir Kinder liebten sie. Also gab es, immer wenn der Nachbar eines der Tiere zum Schlachten holte, Tränen.

Die Wohnungsnot war groß

Aufgrund der Wohnungsbeschlagnahmungen nach Kriegsende wurden Hunderte Menschen von jetzt auf gleich wohnungslos. Hinzu kamen die Ausgebombten und Ströme von Flüchtlingen und Vertriebenen – über viele Jahre herrschte große Wohnungsnot. Es folgte ein Gesetz zur „Wohnraumbewirtschaftung“, welches Hauseigentümer dazu verpflichtete, die Quadratmeterzahl der bewohnbaren Räume zu melden. Dem entsprechend wurden ihnen Untermieter zugewiesen – auch uns.

Zu diesem Zeitpunkt lebten in unserem Haus nur noch sechs Personen. Anna war schon abgereist. Uns wurde eine Mutter mit vier Kindern zugewiesen: Sie und meine Großeltern wohnten im 1. Stock. Die Wohnung im Dachgeschoss erhielten drei unverheiratete ältere Schwestern. Mutter und wir drei Kinder bewohnten das Erdgeschoss.

Diese Veränderungen brachten viele Probleme mit sich, u.a. das Beheizen der Räume und die Versorgung mit warmem Wasser. Wir hatten zwar eine Zentralheizung, aber schon jahrelang keinen Koks mehr. Also mussten zusätzlich Öfen installiert und mit endlos langen Rohren über die Flure an den Kamin angeschlossen werden, der in der Mitte des Hauses lag. Eine weitere Schwierigkeit war die Abwasserentsorgung, denn das Oberfeld war damals noch nicht kanalisiert. Anfallendes Brauchwasser wurde in die Jauchegrube und von dort in einen fünf Meter tiefen Sickerschacht geleitet, dessen Leistungsvermögen aber auf sechs bis acht Personen ausgelegt war. Nun wohnten hier plötzlich 14 Personen! Die wesentlich höhere Abwassermenge versickerte nicht schnell genug im Erdreich. Besonders kritisch wurde es, wenn Regen- oder Schmelzwasser von außen hinzukamen. Dann drückte die vorgeklärte Jauche aus dem Gully in der Waschküche hoch. Mutter ließ vorsorglich die Türschwelle erhöhen, damit wenigstens die anderen Keller nicht überschwemmt werden konnten. Als Nothilfe installierte ein Handwerker auf dem Deckel des

Sickerschachtes im Vorgarten eine leistungsfähige Handpumpe. Damit konnten wir das vorgeklärte Abwasser aus fünf Meter Tiefe hochpumpen und über einen Gartenschlauch weit weg von der Sickergrube aufs Erdreich im Garten leiten. Das war sehr mühsam. Doch im Winter frohr der Schlauch zu. Dann blieb uns nur der Abtransport der Jauche mit Eimern.

Wir waren nicht die einzigen in der Gegend, die diese Schwierigkeiten hatten. Erst Ende der 1950er Jahre legte die Stadt auch im Oberfeld getrennte Regen- und Brauchwasserkanäle und die Situation entspannte sich.

Langsam normalisierte sich das Leben

Viele Läden öffneten wieder, aber das Warenangebot war noch begrenzt, denn die Rationierung galt weiter. Der Schwarzmarkt blühte. Die Schulen nahmen wieder ihre Arbeit auf. Nun führte mein täglicher Fußweg bis zur gesprengten Autobahnbrücke. Dort musste man über die Trümmerberge klettern. Jenseits wartete die Straßenbahn Richtung Oberursel. Wegen der schlechten Ernährungslage waren viele Kinder unterernährt. Um dem entgegenzusteuern wurde die tägliche „Schulspeisung“ eingeführt. Ich kann mich noch daran erinnern, dass es oft gelben Maisbrei oder Nudeln in süßer Milch gab. Ich aß beides mit Heißhunger. In dieser Zeit hatten wir oft Durst, denn man durfte kein Wasser aus der Leitung trinken, es schmeckte intensiv nach Chlor.

1950 entspannte sich die Situation. Die Lebensmittelmarken und Bezugsscheine wurden abgeschafft und plötzlich war fast alles wieder unbegrenzt zu haben, auch Benzin, Heizmaterial, Koks und später Heizöl.

Meine Großeltern starben 1948 und 1952. Wir drei Schwestern hatten unsere je eigene Schulzeit und Ausbildung beendet. Die Familie mit 4 Kindern war wieder ausgezogen und ich verlobte mich. Im Herbst des gleichen Jahres zogen überraschend auch die drei älteren Damen aus, wodurch die Dachwohnung frei wurde. Aufgrund der noch immer geltenden Wohnraumbewirtschaftung bestellten mein Verlobter und ich das Aufgebot und heirateten standesamtlich, ohne große Feier. Schließlich hatten nur verheiratete Paare Anrecht auf eine eigene Wohnung. Mein Mann war Bauingenieur. So konnten wir in aller Ruhe die Wohnung sanieren und renovieren und schließlich heirateten wir 1954 kirchlich. Zwischen 1955 und 1960 kamen unsere drei Kinder zur Welt

Meine jüngere Schwester lernte in einer Theatergruppe im amerikanischen „Playhouse“ den ältesten Sohn einer amerikanischen Familie kennen. Im Juni 1960 heirateten die Beiden und zogen so-

fort in die Heimat der Familie, nach Kalifornien. Bald danach überraschte Mutter uns mit der Mitteilung, sie würde gern die Wohnungen tauschen. Die untere Wohnung sei ihr, nach dem Auszug ihrer jüngsten Tochter, zu groß, wir könnten die größeren Räume für unsere drei Kinder doch gut brauchen. Außerdem hätten die Kinder damit direkten Zugang zum Garten. Wir freuten uns über diesen Vorschlag, denn langsam wurde es eng in der Dachwohnung, die wir bereits um einen Raum im Speicher erweitert hatten. Meine alleinstehende Schwester bezog zwei Zimmer im 1. Stock und wir, die fünfköpfige junge Familie, verteilten uns auf die restlichen Räume. So hatten alle ihr eigenes Reich und wir konnten trotzdem als Großfamilie unter einem Dach leben.

Ein neuer Stadtteil kommt

Mitte der 50er Jahre kam der Bau einer Trabantenstadt ins Gespräch.

Aufgrund der großen Nachfrage nach Wohnungen in den 1950er Jahren und den wenigen Baulandreserven wandten sich zwei große Wohnungsbaugesellschaften im Mai 1955 an die Stadt Frankfurt mit dem Vorschlag, nördlich von Niederursel eine neue Wohnsiedlung zu bauen. Das 170 Hektar große Stadtviertel wurde für 25.000 Menschen konzipiert. Mit einem kulturellen und kommerziellen Stadtteilzentrum sollten alle öffentlichen und privaten Einrichtungen für sie und die in der Nachbarschaft lebenden Bürgerinnen und Bürger, insgesamt etwa 50.000, geschaffen werden. Die Zusammensetzung der geplanten 7.500 Wohnungen sollte der Frankfurter Bevölkerungsstruktur entsprechen und eine sozial gemischte Bewohnerschaft ermöglichen.

Die meisten „Alteingesessenen“ waren nicht gerade begeistert von dieser Idee. Sie genossen, nachdem endlich die Flakstellungen zurück in Felder verwandelt worden waren, den freien Blick auf den Taunus und die ruhige Wohnlage am Stadtrand.

Und dann sickerten Einzelheiten zum geplanten Neubaugebiet durch: Es solle ein Stadtteil mit vielen Grünflächen und einem Park werden; mit Schwimmbad, Ärztehaus und einem Bürgerhaus für politische Aktivitäten und kulturelle Darbietungen. Fußgängerbrücken seien geplant, damit Kinder gefahrlos die Straßen überqueren können. Die Häuser sollten aus Fertigteilen gebaut werden, was die Bauzeit verkürzen würde. Außerdem seien Tiefgaragen, Freiflächen für Sport und Freizeit, Schulen, neue Kirchen und eine Müllverbrennungsanlage angedacht. Die werde per Fernheizung die erforderliche Wärmeversorgung des Stadtteils sichern. Mit der ebenfalls geplanten neuen U-Bahnstrecke würde die Innenstadt besser erreichbar sein. All das waren auch für die Bewohner der Umgebung verlockende Aussichten. Und bei nüch-

terner Betrachtung gestanden sich viele ein, dass die Versorgung mit Schulen, Kindergärten, Ärzten und Einkaufsmöglichkeiten nicht gerade berauschend war, ganz zu schweigen von der Verkehrsanbindung.



Ein frühes Modell der Nordweststadt.

Foto: Institut für Stadtgeschichte, Frankfurt

Und dann begannen 1960 die Bauarbeiten. Bagger und Planier-
raupen nahmen die gigantischen Erdarbeiten in Angriff, die
beiden Ziegeleien, die sich zu diesem Zeitpunkt noch auf dem
Areal befanden, wurden gesprengt. Lastwagen transportierten
den Erdaushub hin und her, donnerten im Akkord durch die Um-
gebung. Tieflader transportierten die riesigen Betonfertigteile
für die Häuser heran, Kräne fügten sie zusammen. Der Bau der
Nordweststadt gelang in Rekordzeit. Ende 1962 waren bereits die
ersten Wohnungen bezugsfertig. Bei Regen verwandelten sich zu-
nächst die provisorisch angelegten Wege zu den Häusern in gelbe

Schlammputzen. Aber die Neubewohner waren glücklich über ihre neue Wohnung und schließlich gab es Gummistiefel. Die gehörten damals zum Outfit von Groß und Klein einfach dazu.

Im Herzen der neuen Siedlung entstand ein Park, der Martin-Luther-King Park. Mit riesigen Baggern und Raupen modellierten die Amerikaner das Gelände und verwandelten die ehemalige Lehm-Abbaugrube der Ziegelei in den allseits beliebten Weiher. Im Frühling, Sommer und Herbst tummelten sich hier Enten und Nilgänse, im Winter drehten Schlittschuhläufer ihre Runden. Bei den Erdbewegungen entstanden hohe Lehmhügel, auf denen die Kinder der Umgebung, wenn die Arbeit ruhte, begeistert herumrutschten und -kletterten.

Bei starkem Regen füllten sich die für die Häuser ausgehobenen Baugruben mit Wasser. Und wenn dann die Sonne wieder herauskam, schipperte auch unser Nachwuchs, zusammen mit den Kindern der Erstbewohner, mit improvisierten Holzflößen vergnügt auf den Wasserflächen herum. Diese Riesenbaustelle war für alle wie ein Abenteuer-Spielplatz mit aufregenden Erlebnissen und noch dazu mit Einblicken in Bautechnik und Methoden der Landschaftsgestaltung. Alle Kinder sahen, wenn sie abends heimkehrten, genauso lehmfarben aus wie wir als Kinder, wenn wir in den Ziegeleigruben gespielt hatten.

Weil unsere eigenen Kinder im gleichen Stadtteil wie ich in meiner Kindheit aufwuchsen, kann ich beurteilen: Ihre Kindheit war, mal abgesehen vom Krieg und dessen Auswirkungen, völlig anders: Mit dem Bau des neuen Stadtteils wurden die Gemarkungsgrenzen verändert, dadurch entstanden neue Schulbezirke. So besuchte unser Jüngster andere Schulen als seine kaum älteren Schwestern, dafür gab es für ihn bereits einen Kindergarten, für seine Schwestern nicht. Auch für die Erwachsenen änderte sich vieles. Die Grenzen der Kirchengemeinden wurden neu be-

stimmt. Langjährige Gemeindemitglieder wurden „ausgepfarrt“ und einer der neu gegründeten evangelischen oder katholischen Gemeinden zugeordnet. Infolge dessen waren in diesen neuen Gemeinden nicht nur die Neuzugezogenen fremd, sondern auch die Alteingesessenen, denn sie kannten kaum jemand. Eine neue Chance für alle!

Als 1963 in der Zeitung die Frage gestellt wurde „Wie soll der neue Stadtteil endgültig heißen?“ gingen gut 2.000 Namensvorschläge ein. Darunter auch „Kistianstädten, Schachtelhausen oder Baukastenhausen“ – eine Anspielung auf den modernen Baustil. Doch die Mehrzahl der Einsender plädierte für die Beibehaltung des damaligen Arbeitstitels „Nordweststadt“.

Parallel zum Bau von Wohnungen wurde auch die notwendige Infrastruktur geschaffen. So entstand gleichzeitig das erste Einkaufszentrum Frankfurts, das NordWestZentrum, welches auch Endhaltstelle für die damals erste U-Bahn Frankfurts, die U1, war. Im Jahr 2018 konnten beide ihr 50-jähriges Bestehen feiern.

Das Durchschnittsalter der neuen Bewohner lag zum Zeitpunkt der Gründung bei 40 Jahren, Damals war die Nordweststadt der kinderreichste Stadtteil Frankfurts.

Die Nordweststadt.

Foto: Institut für
Stadtgeschichte,
Frankfurt



Die Nordweststadt – ein Begriff

Die Nordweststadt ist in vielerlei Hinsicht ein Vorzeigeprojekt. Wer sich heute Frankfurt über die A5 nähert, erkennt schon aus dem Autofenster die charakteristische Silhouette dieser Trabantstadt, die städtebaulich inzwischen als Modellstadt gilt. Auch aus sozialer Sicht ist die Nordweststadt einzigartig. Als einzige funktionierende Großwohnsiedlung der 60er und 70er Jahre ist es hier gelungen, Alteingesessene und Neuzugezogene zu vernetzen und Nachbarschaften entstehen zu lassen. Ein Beispiel hierfür ist die erste organisierte Nachbarschaftshilfe Frankfurts, die in den 1970er Jahren entstand.

Als Elternbeirätin erfuhr ich von vielen Problemen und Notlagen der Familien. So wurde eine Mutter als Notfall ins Krankenhaus eingeliefert und niemand war da, um für ihre Kinder zu sorgen. Zwischen den 30.000 Neubürgerinnen und -bürger, die innerhalb kürzester Zeit in die Nordweststadt zogen, gab es wenig Austausch. Ich war damals auch Pfarrgemeinderatsmitglied in der neu gegründeten Kath. Gemeinde St. Sebastian und dachte mir: In einem solchen Notfall muss sich doch eine „Gastfamilie“ finden lassen? Dies war die Geburtsstunde der ersten organisierten Nachbarschaftshilfe Frankfurts. Als Alteingesessene war ich gut vernetzt und kannte viele Nachbarn. Organisieren fiel mir schon immer leicht. Also erdachte ich ein Konzept, suchte und fand Mitstreiterinnen und gemeinsam gründeten wir in den 1970er Jahren die erste Nachbarschaftshilfe in Frankfurt.

Der Name der Aktion wurde zum Wegweiser. Nach vier Jahren hatten wir ein Helferteam von ca. 120 Alt- und Neubürgern, die bereit waren, in alltäglichen Notlagen ehrenamtlich mit Rat und Tat zu helfen. Die Aktion wurde auf mehrere Sachbereiche verteilt und so war die Arbeit für die Freiwilligen, damals vor allem Mütter, die meist Hausfrauen waren, leistbar. Später wurde die Nachbarschaftshilfe ausgeweitet und es kamen eine Sachspendenvermittlung und eine Kleiderkammer hinzu. Letztere gibt es noch immer

an gleicher Stelle – knapp 50 Jahre später. Die neuartige Organisationsform bewährte sich und wurde zum Modell für andere Kirchengemeinden, weit über Frankfurt hinaus.

Dieses Projekt ist ein Beispiel, um zu zeigen, wie durch gemeinsame Aktivitäten Alt- und Neubewohnerinnen und –bewohner zusammenwachsen können und die Hilfsbereitschaft innerhalb eines neuen Stadtteil gefördert werden kann. **Zusammenwachsen heißt Identität stiften und sozialen Zusammenhalt fördern!**

Heute braucht es andere Methoden. Die meisten Frauen sind berufstätig und bei der Hilfe für alte Menschen geht es eher um Langzeitunterstützung. Die hätte auch die Nachbarschaftshilfe von damals nicht leisten können.



Die Nordweststadt
heute.

Foto: Rolf Oeser

Eine Großwohnsiedlung im Wandel

In den vergangenen 50 Jahren hat sich die Nordweststadt ständig verändert und an die wechselnden Gegebenheiten und Bedürfnisse angepasst. Inzwischen sagt man, sie sei „überaltert“. Die meisten jungen Menschen, die hier geboren wurden und aufwuchsen, sind weggezogen. Aber ihre Eltern blieben, weil sie sich hier beheimatet fühlen und das vertraute Umfeld und die bekannten Gesichter nicht missen möchten.

Wegen der deutlichen Zunahme älterer Menschen schrieb die Schader-Stiftung im Jahr 1998 einen Architektenwettbewerb zum Thema „Wohnen im Alter“ aus. „Am Beispiel der Nordweststadt in Frankfurt am Main suchte eine von der Schader-Stiftung initiierte Projektgruppe im Zeitraum von 1998 bis 2001 nach Wegen, wie die Wohnbedürfnisse von älteren Menschen und jungen Familien gleichermaßen besser erfüllt werden können. Die Untersuchung „Modelle für das Wohnen im Alter“ stellen einen der abschließenden Arbeitsschritte im Rahmen des Gesamtprojekts dar. Der Werkstattbericht geht der Frage nach, welche Wohnkonzepte für ältere Menschen in der Nordweststadt Frankfurt umgesetzt werden können. Die Studie porträtiert Modelle und besonders geeignete Wohnformen für den untersuchten Stadtteil und bietet Handlungsempfehlungen.“ (Schader Stiftung, Werkstattbericht: Modelle für das Wohnen im Alter. Analysen und Empfehlungen für die Nordweststadt).

Die Ergebnisse dieses Wettbewerbs wurden im Rahmen einer Ausstellung im Bürgerhaus präsentiert, die auch ich mir anschaute. Da war von Verdichtung der bestehenden Bausubstanz die Rede, von Abriss der Fußgängerbrücken und Erweiterung des Stadtteils Richtung Autobahn. Zufällig wurde ich Zeugin eines erregten Gespräches von „Nordweststädtern“ untereinander. Sie empörten sich über die in der Ausstellung vorgeschlagenen Veränderungen. Und plötzlich musste ich schmunzeln, denn sie brachten fast genau die gleichen Bedenken vor, die wir Alt-

eingesessen des Stadtteils Praunheim vorbrachten, als uns die Nordweststadt „vor die Nase“ gesetzt werden sollte! Es fällt eben niemandem leicht, Privilegien aufzugeben, die lange Zeit selbstverständlich waren.



Eine kleine Episode am Rand: Mein Wohngebiet, das Oberfeld, gehört eigentlich zum Stadtteil Praunheim. Dort wurde ich kürzlich Zeugin eines kurzen Wortwechsels. Ein Autofahrer hielt an und fragte einen älteren Passanten: „Können sie mir sagen: Liegt Praunheim bei der Nordweststadt?“ „Naa“, erwiderte der Gefragte prompt, „die Nordweststadt lieht bei Praunheim!“, sprachs und hob den Zeigefinger – Pause! – „Abber“ – ergänzte er dann lachend – „fahn se eifach glei da vorne rechts, da komme se direkt hie, in die Nordweststadt!!!“ Lokalpatriotismus gibt es immer noch!

Aber nicht nur Menschen altern. Der „Zahn der Zeit“ knabbert auch an der Bausubstanz. Das in Schnellbauweise errichtete Nordwestzentrum war bereits 1986 so marode, dass die Stadt es für einen symbolischen Preis an einen Investor verkaufte. Der ließ es großzügig umbauen, erweitern und komplett überdachen. Damit war das NWZ „wasserdicht“. Lange sahen die Tiefgaragen bei Regenwetter wie Tropfsteinhöhlen aus. Sie wurden saniert und können wieder voll genutzt werden. Für den Umbau erhielt der Investor und sein Architekt den Architekturpreis für die „weltweit beste Umgestaltung eines Einkaufszentrums“.

Nach gut 50 Jahren sind die Schulen und Wohnhäuser der Nordweststadt „in die Jahre gekommen“. Flachdächer und Fußgängerbrücken müssen saniert und Fassaden gedämmt werden. Ständig werden Straßen aufgerissen, weil Rohre, die die Wärme aus dem Heizkraftwerk in die Wohnhäuser leiten, undicht sind.

Abschließend

Wenn ich auf die vergangenen Jahrzehnte zurückschaue, wird mir bewusst, wie vieles in dieser Zeit immer wieder verändert und erneuert wurde. Das beschauliche, fast ländliche Wohnumfeld meiner Kindheit ist Vergangenheit. Inzwischen wissen auch wir Alteingesessene, dass wir von all diesen Veränderungen erheblich profitiert haben. In einer pulsierenden Großstadt wie Frankfurt ist auf Dauer kein Platz mehr für idyllische Bauernhöfe, blühende Wiesen und wogende Getreidefelder.

In diesem lebendigen Stadtteil am Stadtrand leben seit gut fünf Jahrzehnten Menschen unterschiedlicher Sprachen, Glaubensrichtungen und Kulturen friedlich zusammen. Wegen der Zunahme alter Menschen haben sich bereits vor Jahren ambulante Pflegedienste angesiedelt, außerdem wurde ein modernes Altenheim erbaut.

Und wie lässt sich bürgerschaftliches Miteinander wecken und wachhalten? Die Bedingungen für gegenseitiges Helfen haben sich seit den Anfangsjahren und der organisierten Nachbarschaftshilfe deutlich verändert. Heute streben auch Frauen eine Erwerbstätigkeit an, schließlich wird bei jeder Rentendiskussion betont, dass 45 eigene Versicherungsjahre zur eigenen Alterssicherung nötig sind. Aber die Corona-Pandemie hat gezeigt, wie schnell Menschen eines Stadtteils aufeinander angewiesen sein können. Der Aufgabe, den Kontakt der Bewohnerinnen und Bewohner untereinander zu fördern, stellt sich das Quartiersmanagement Nordweststadt in Trägerschaft des Diakonischen Werks für Frankfurt und Offenbach.

Und noch etwas: Spätestens seit dem Architektenwettbewerb 2001 zur Umgestaltung und Erweiterung der Nordweststadt ist bekannt: Hier, im Nordwesten der Stadt, wird es keinen Stillstand geben. Vor und hinter der Autobahn A 5 ist noch viel unbebautes Ackergelände und der Wohnraumbedarf der Stadt Frankfurt ist

riesig. Es gibt bereits konkrete Pläne zur Erweiterung der Nordweststadt im Bereich östlich der Autobahn A5. Man nennt diese Erweiterung „die Josefstadt“ (nach dem Planungsdezernenten der Stadt Frankfurt Mike Josef). Dabei geht es nicht nur um den Bau von Wohnungen, sondern um viele bisher noch ungeklärte Fragen. Das neue Wohnquartier wird nah an die Autobahn heranrücken. Wie kann man die neuen Anwohner vor Lärm schützen? Wie viele Schulen und Kindergärten werden zusätzlich gebraucht? Wie werden Menschen aller Glaubensrichtungen beheimatet? Wie wird die Frischluftschneise zum Taunus erhalten, die die Stadt Frankfurt vor Überhitzung im Sommer schützt? Was wird aus der S-Bahntrasse und deren Anbindung an die Regionaltangente West? Wie viele Freiflächen müssen – zum Schutz der Umwelt und zur Erholung der Bewohner – erhalten bleiben? Und wie wird bei dem vielen neuen Beton und Stein künftig das Oberflächenwasser (auch bei Extremwetterlagen) abgeleitet?

Auch gegen diesen neuen Stadtteil gibt es heftige Widerstände, von Seiten der Umlandgemeinden, aber auch von der Bevölkerung – **genau wie in den 1950er Jahren gegen den Bau der Nordweststadt**. Immerhin geht es nicht nur um ein paar neue Wohnungen, sondern um ein Projekt, das das Leben in der Nordweststadt erheblich verändern wird. Noch ist diese Erweiterung nur eine politische Absicht, die Stadt Frankfurt ist noch nicht konkret eingestiegen. Aber es ist unwahrscheinlich, dass die jahrelange, intensive Arbeit nicht in konkrete Pläne einmünden und entsprechende Veränderungen zur Folge haben wird.

Ein Ziel muss aber immer bleiben: Auch künftig sollten sich alle hier lebenden Menschen um ein aufmerksames und friedliches Miteinander bemühen.

Dazu gehören auch kleine, mitmenschliche oder gegenseitige Hilfen – wie bei der Corona-Pandemie 2020. Sie hat uns alle gelehrt, wie schnell Menschen aller Altersgruppen, Einkommenschichten, Nationalitäten oder Glaubensrichtungen aufeinander angewiesen sein können.

In der Nordweststadt geht es künftig um das Miteinander von drei Generationen: Der Uralt-Bewohner der Umgebung (wie mich), der Alt-Nordweststädter (die in den 1960er Jahren zuzogen) und der künftigen Neubürger der „Josefstadt“.

Wenn es gelingt, dieses Miteinander positiv zu gestalten, dann wird der grüne Nordwesten Frankfurts auch künftig vielen Menschen Heimat bleiben oder zur Heimat werden. Dieses Ziel ist jeder Mühe wert!

